

Die KritikerInnen waren sich weitgehend einig: die Ausstellung „Inszenierung der Macht“ habe ein den deutschen Faschismus verharmlosendes Bild geliefert, und zugleich habe sie es nicht vermocht, die „wirklichen Faszinationen“ des Faschismus zu vermitteln.

Daß uns entgegengehalten würde, der Faschismus sei vor allem Gewalt und Terror, und dies auszublenden, hieße, ihn zu bagatellisieren, damit hatten wir gerechnet. Ziel unserer Ausstellung war nicht, den Blick darauf zu richten, wie der NS-Staat mit Gewehren seine Macht zu sichern verstanden hat, sondern darauf, wie er „Macht über die Gefühle“ von Männern und Frauen gewann – wie er in verschiedenen ästhetischen Inszenierungen „faszinieren“ konnte. Unserer Meinung nach war diese Frage in der bisherigen Diskussion über den Faschismus zu kurz gekommen. So waren wir darauf gefaßt, daß wir nach Eröffnung der Ausstellung vor allem das Recht ihrer Fragestellung begründen müßten. Die Kritik nahm jedoch eine uns überraschende Wendung. Von ganz verschiedenen Seiten und dennoch einhellig wurde vor allem beanstandet, daß wir den BesucherInnen die „eigentlichen“ Faszinationen vorenthalten hätten. Mehr als die Frage, inwiefern es uns in den durchaus verschiedenen Teilen der Ausstellung gelungen oder mißglückt ist, den Aspekt der Faszination zu verdeutlichen, interessiert mich hier die Perspektive einer solchen Kritik.

Welche Auskunft kann sie geben über den Umgang mit dem Faschismus heute? Welche Schlüsse sollten für zukünftige Projekte über den Faschismus gezogen werden? Ich betrachte die Ausstellung als ein Experiment, nach dessen Ablauf sich einige vorhergesehene, vielleicht auch nicht vorhersehbare Reaktionen ergeben haben, denen ich weiter nachgehen will – im Kontext dessen, was seit geraumer Zeit mit der Kunst des Faschismus gemacht wird. In der Auseinandersetzung damit hat sich mir zunehmend der Eindruck verdichtet, daß es ein zen-

trales Problem in unserem Verhältnis zum Faschismus gibt: ob und wie wir auf das „Normale“ in Kunst und Alltag des Faschismus sehen. Ich gehe aus von verschiedenen, vielleicht zunächst disparat erscheinenden Beobachtungen, über deren Zusammenhang ich erste Thesen formulieren will ...

Die „eigentlichen“ Faszinationen des NS

Kritisiert wurde zum einen – ich resümiere – eine Verharmlosung des Faschismus, zum anderen die Vernachlässigung der „eigentlichen“ Faszinationen; die Auslassung des „eigentlichen“ beeindruckenden Mediums, des Films zum Beispiel, habe dazu geführt, daß rechte Faszination nicht habe aufkommen können. Diese beiden Kritikpunkte scheinen zunächst gegensätzlich, von zwei gänzlich unterschiedenen Standpunkten aus formuliert – und doch wurden sie zum großen Teil von ein und denselben KritikerInnen ausgesprochen, in *einem* Text. Was hält diesen zusammen?

Auf das Desiderat „eigentlicher“ Faszination haben keineswegs nur Kritiker hingewiesen, die man eines Interesses an einer „Normalisierung“ des Faschismus verdächtigen könnte. Derartiges wurde uns auch aus der sogenannten alternativen Szene und ihren Medien vorgehalten, zum Beispiel von einem Kommentator in „Radio 100“. Er bekundete seine Sympathie mit unserer Fragestellung: Wichtig sei, „wie nahe die Nazis waren, wie sie auch mit mir hätten rechnen können“. Aber genau dies sei nicht deutlich geworden – und um diesen Mangel noch zu unterstreichen, wählte er eine Metapher, die eher die *femme fatale* assoziieren läßt als den Alltag im Faschismus: Es sei von uns nicht gezeigt worden, „was sie so teuflisch richtig machte die schöne Bestie“.

„Radio 100“ nahm die Ausstellungseröffnung zum Anlaß, um nach diesem knappen und bündigen, aber vernichtenden Kommentar ein abendfüllendes Programm über den Faschismus zu senden. Ausführungen über das Monumentale in

Silke Wenk

Hin- Weg- Sehen

oder:
Faschismus,
Normalität und
Sexismus
Notizen zur
Faschismusrezeption
anläßlich der Kritik
der Ausstellung
„Inszenierung der
Macht“

der NS-Architektur und Filme dieser Zeit waren ein Teil des Programms, ein anderer, noch gewichtigerer bestand aus Augenzeugen- und Erfahrungsberichten, insbesondere von Frauen, die „dabei“ gewesen waren, über Massenaufmärsche und Kundgebungen, mit dramatischer Stimme vorgetragen, teilweise mit Marschmusik unterlegt. Die Rede war von „dem tollen Gefühl von Weihe und Heiligkeit“, das eine Fackelträgerin überkam; von dem „Zwang einer gemeinsamen Idee, eines gemeinsamen Schicksals“, von dem „Gefühl, in dem alles sonst verbrennt“ und anderem mehr. „Große Gefühle“, große Worte, theatralisch inszeniert; dem Schrecken war schwerlich auszuweichen.

Mit schien, hier wurde etwas expliziert, was andere Kritiken unausgesprochen ließen: was eingefordert wurde, waren die „großen“ Gefühle und ihre Organisation – ebenso ihr Schaudern machendes Nacherleben, die Erfahrung von etwas ganz Anderem.

Bezogen auf eine solche Aufgabenstellung hat die Ausstellung „Inszenierung der Macht“ in der Tat „das Thema verfehlt“. Die Kritik hat mir jedoch auch deutlicher werden lassen, welche anderen und – wie ich meine – weiterführende Perspektiven sich aus der Arbeit an dem Ausstellungsprojekt eröffneten. Gezeigt werden sollte, wie in den Inszenierungen faschistischer Macht verschiedenste Faszinationen gebündelt wurden, und wie verschiedene Elemente und ästhetische Formen, die ganz gewöhnlich und alltäglich, geradezu „normal“ erscheinen und so auch heute noch weiterexistieren, ihre Wirkung tun konnten – und noch können. So ging es in der Ausstellung zum Beispiel um die in den Frauenzeitschriften des NS empfohlenen morgendlichen Gymnastikübungen, den Kult von „Jugendlichkeit“ und deren Verbindung mit den allegorischen Frauenkulpturen, wie sie nicht nur von A. Breker, sondern auch von anderen, nach 1945 noch anerkannten Bildhauern zur Repräsentation des NS-Staates geschaffen worden waren. So handelte die Aus-

stellungs-Inszenierung zu der Kampagne gegen die „Entartete Kunst“ nicht nur von der Verfolgung der modernen künstlerischen Avantgarde, sondern auch von den modern gestalteten hellen Bilderwänden im „Haus der Deutschen Kunst“, wo ab 1937 die „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ gezeigt wurden – wie auch vom Säubern nach 1945, in Rathäusern und Wohnzimmern. Monumentales in der Architektur und in der Organisierung der Massen wurde dagegen eher unterbelichtet. Das Interesse galt vor allem den heute noch attraktiven ästhetischen Formen und Aktivitäten innerhalb der großen faschistischen Inszenierungen der Macht. Und dabei stießen wir immer wieder auf das Gewöhnliche.

Sehen wir auf das, was neben dem Einzigartigen des deutschen Faschismus, dem industriemäßigen Massenmord, existierte, sehen wir auf den Alltag zwischen 1933 und 1945, so kann der Faschismus manchmal eben ganz „normal“ erscheinen. Der Faschismus bestand eben nicht nur aus KZs. Das ist ein Problem, das mir im Laufe unserer Arbeit immer klarer wurde. Es führte schließlich auch zur Frage: Wie konnte dies „Gewöhnliche“, „das Normale“ neben dem unmittelbaren Terror existieren, wie war die *Verbindung* möglich? Was schließlich sagt diese Koexistenz über das so normal Erscheinende aus? ...

Die Gefahr der „Normalisierung“

Die Lage ist kompliziert: Alte Tabus über die faschistische Vergangenheit dieses Landes haben sich aufgelöst. Der „Historikerstreit“ ist wohl nur die Spitze des Eisbergs. Die zunehmende Veröffentlichung von NS-Kunst, der florierende Handel mit NS-Emblemen und anderem Trödel jener Zeit auf den Flohmärkten ist eine diesem publizistisch exponierten Intellektuellenstreit schon vorausgehende Entwicklung. Die CDU-Regierungspolitik geht selbst voran beim Bruch mit den Tabus – spätestens seit Bitburg – und profitiert von ihm.

Begreifen wir als Grundlage des Tabus ein „verbotenes Tun, zu dem eine starke Neigung im Unbewußten besteht“, mit einer keineswegs eindeutigen Funktion, wie es schon A. und M. Mitscherlich in „Die Unfähigkeit zu trauern“ analysiert haben (1987, S. 118 f.), dann braucht es nicht nur als Bedrohung begriffen zu werden, wenn „Sperrn aufbrechen“, die gestern noch zu halten schienen (so Habermas, „Die Zeit“, 7.11.1986). Tabu und ein Bewußtsein „nationaler Schuld“ gehörten zusammen. Die Frage nach der Mitschuld der Generation, die den Faschismus noch erlebt hat, hat Fragen nach den erlebten Faszinationen und Fragen über das Zustandekommen der Bereitschaft, mitzumachen, lange Zeit blockiert. Ich gehöre selbst zu der Generation, die von den Vätern „Rechen-schaft“ verlangte und meist nur Schweigen erntete, was den Verdacht ihrer „Schuld“ nur bestärkte.

Diese Blockierung in der Aufarbeitung des Faschismus war ein Ausgangsproblem unserer Ausstellungskonzeption gewesen. Unser Anliegen war, mitzuarbeiten an der Auflösung eines „hilflosen Antifaschismus“. In der sich seit den siebziger Jahren durchsetzenden Alltagsgeschichtsschreibung über den deutschen Faschismus ist gerade in den Geschichtswerkstätten viel dazu getan worden, indem „das Normale“ im Faschismus aufgespürt wurde und wird. Darin wurde schon vor dem Historikerstreit die Gefahr einer „Normalisierung“ oder „Relativierung“ vermutet; mit diesem nun mag für manchen die Gefahr konkreter faßbar erscheinen. Die Historikerdebatte scheint dazu zu zwingen, die „Singularität“ des deutschen Faschismus immer wieder von neuem zu betonen. Dies scheint der antifaschistische Grundkonsens zu sein, an dem umso mehr festgehalten werden muß, je deutlicher er von rechts aufgekündigt wird ...

Inszenierung des Schreckens

Die Rede, die die „eigentliche Faszination“ einfordert, kann sich mit der

beschriebenen Position treffen, aber sie geht sicherlich nicht darin auf. In Formen der Rekonstruktion des „Authentischen“ und der Reinszenierung des Schreckens und Gebannt-Seins macht sich möglicherweise ein Wechsel der Generationen bemerkbar. Die heute 15- bis 25jährigen hatten schon die Lehrer, die in der Studentenbewegung den Konsens des Schweigens durchbrochen haben. Nicht mehr die Väter und Mütter sind die Zeugen, die gleichzeitig „belastet“ werden können, sondern die Großmütter und Großväter, zu denen das Verhältnis der Kinder bekanntlich ein anderes ist. Der moralisch-verurteilende Diskurs kann so leichter durchbrochen werden, statt bloßer Verurteilung und Abwehr kann die Frage danach, inwieweit und wie wir noch verwickelt sind, mehr Chancen haben. Gleichwohl lassen sich neue Formen der „Bewältigung“ nicht so leicht ausbilden, auch die jüngere Generation kann das „Joch der Vergangenheit“, das „Joch von geheiligten Traditionen und Vorurteilen“ nicht so ohne weiteres abwerfen: „Sie wird das Erbe an Verhaltensmustern modifizieren. Das ist eine Chance, mehr nicht“ (Mitscherlich 1987, S. 135).

Die Fragen an die Geschichte werden nicht jenseits der Geschichte der Faschismus-Bearbeitung in der Bundesrepublik gestellt. Die „Gnade der späten Geburt“, diese von Bundeskanzler Kohl angebotene Formel, um „einen Schlußstrich“ zu ziehen, ist vielleicht als Metapher ernster zu nehmen, als sie sich anhören mag, wenn man die Absicht dessen, der sie einführte, durchschaut hat. Denn auch „Gnade“ verbleibt noch im Diskurs der Schuldigen. „Gnade“ zu wollen und zu bekommen, setzt ja voraus, daß man sie nötig hat. Die Schuld wäre so auch noch in dieser Rede präsent – und sie ist es, denke ich, auch noch im alltäglichen Reden darüber, „eine Deutsche“ oder „ein Deutscher“ zu sein, gleich welchen Geburtsdatums. So bestimmt der Diskurs der Schuldigen auch heute noch die Versuche eines Durcharbeitens der Geschichte des Nazi-Deutschlands und

Der hier gekürzte Beitrag wurde geschrieben für den Nachtragskatalog „Erbeutete Sinne“ zur Ausstellung „Inszenierung der Macht“, 1988

unserer eigenen Verwicklung in diese Geschichte.

Außerdem: Der Versuch, die faschistische Geschichte von möglichst nah zu besehen, ist nicht ohne Risiko. Da ist viel Schrecken, nicht nur, wenn man die offen terroristische Seite des Faschismus besieht, sondern auch in den Alltäglichkeiten. Der Schrecken betrifft die eigenen Sicherheiten mit, beziehungsweise das Eigene in der Geschichte.

Die Re-Inszenierung des Schreckens, die Inszenierung zur Konfrontation mit dem Unbegreiflichen oder Unsäglichen kann dann möglicherweise auch eine Schutzfunktion übernehmen: Schrecken statt Trauer(arbeit). Vielleicht verspricht sie auch das „erläuternde“ Erlebnis, eine Art Katharsis, die durchlaufen werden soll, um sich von der Geschichte zu trennen, trennen zu können – mit dem (trügerischen) Gefühl, „es“ bewältigt oder gar „abgearbeitet“ zu haben (vgl. dazu auch Hartung 1987). Jedenfalls scheint es mir geboten, auch hier das Fortwirken der Logik des Diskurses der Schuld im Auge zu behalten – und seine Effekte

Es geht nicht um das Aufheben, um das schlichte Rückgängigmachen von Verdrängungen, dies wäre selbst Illusion. Aber was wir tun können, ist, denke ich, die eigenen Formen der Verdrängung und ihre Geschichte zu rekonstruieren, um sie in Fluß zu bringen. Die Faszinationen der Fünfziger liegen vielleicht „vor“ unserem Zugang zu dem, was im Faschismus geschah. Und unsere eigenen Sicht auf die Geschlechterverhältnisse im Faschismus und unsere eigene Position in den Geschlechterverhältnissen ist davon nicht zu trennen.

Alexander und Margarete Mitscherlich, „Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens.“ 1967 / München 1987

Klaus Hartung, „Erinnyen in Deutschland“. In: „Niemandland“, Heft 2, 1987



Redaktion:
Rainer Höynck
Mitarbeit:
Stefanie Endlich, Brigitte Sonnenschein

Gestaltung und Herstellung:
Detlev Pusch

Satz:
Satzart

Druck und Lithos:
Ruksaldruck

ISBN 3-926796-16-2

Vertrieb für den Buchhandel:
Verlag und Vertrieb Rotation, Berlin

Neue Gesellschaft
für bildende Kunst e.V. (NGBK)
Tempelhofer Ufer 22
1000 Berlin 61
Tel. 030 / 216 30 47
Fax 030 / 216 78 73

Präsidium:
Ulrich Roloff-Momin, Hilde Schramm,
Sigurt Hauff

Geschäftsführung:
Christiane Zieseke

Geschäftsstelle:
Gisela Gnos-Yavuz, Petra Krück,
Gert-Andres Oberfell, Matthias Reichelt,
Hartmut Reith, Peter Weichert

Die NGBK dankt der Senatsverwaltung
für Kulturelle Angelegenheiten für die
Förderung und der Stiftung Deutsche
Klassenlotterie Berlin für die Finan-
zierung. Für freundliche Unterstützung
dankt sie außerdem den Firmen Werbe-
palette GmbH und Berliner Kindl
Brauerei AG sowie den im Anhang
gesondert aufgeführten Firmen.

Ulrich Roloff-Momin	21 – was nun?	7
	Grundsätzliches vom Präsidenten	
	21 Jahre – Chronologie	11
	Die ersten Jahre: Pressezitate	13
Dieter Ruckhaberle	Schlüsselfigur?	19
	Aus einem Interview	
Erster Teil des Gesprächs der Frühmitglieder	Erinnerungen an den Anfang	23
	Grußworte	31
Christiane Zieseke	Commune 21 –	37
	Gibt es ein Leben nach dem Kollektiv?	
	Grundsätzliches von der Geschäftsführenden Sekretärin	
Zweiter Teil des Gesprächs der Frühmitglieder	Freud und Leid der Basisdemokratie	42
Hermann Raum	Hat das 68er Kind eine „gesamtdeutsche“ Chance?	47
Lutz Dambeck / Eckhart Gillen	Now, you are on your own, boys ...	51
	Über den Zwang, alles erklären zu müssen, über Ost- und Westkunst und die gesellschaftliche Irrelevanz der Kunst	
Jula Dech	Blinder Fleck	57
	Die Neue Gesell(en)schaft und die Frauenkunst	
Olav Münzberg	Die NGBK auf den Spuren Alexander von Humboldts	63
	Lateinamerika, speziell Mexiko – ein Schwerpunkt der kulturellen Arbeit der NGBK	
	Fotos aus zwei Ausstellungen	67
	der AG Fotografie	
Barbara Straka	Im Osten was Neues	73
	Zusammenarbeit mit Riga – bisher und in Zukunft	
	Sowjetische Künstler in der NGBK	77
Silke Wenk / Georg Bussmann	Erbeutete Sinne	79
	Zwei Beiträge zum Thema Faschismus anlässlich der Ausstellung „Inszenierung der Macht“	
Dritter Teil des Gesprächs der Frühmitglieder	Perspektiven	86
Dieter Masuhr	Zeitgemäßes	91
	Auswahl von Projekten	95
	21 Jahre –	141
	Liste aller Projekte und Arbeitsgruppen	
Rainer Höynck	Volljährig? –	147
	Zwischen Harmonie und Dissonanz KOA-Stimmen der Neuen Gesellschaft	
	Nachwort des Redakteurs	
	Text- und Bildquellen	151
	Ausstellungsplanung 1990/91	153
	Dank an Förderer der Publikation	154

21 –
was nun?

Zwei
Jahrzehnte
Neue
Gesellschaft
für bildende
Kunst

